



DIE GABE ZU BETEN

Annäherungen

Ipsium orare est quoddam donum Dei.

Thomas von Aquin

Wenn wir beten, gehen wir über uns selbst hinaus. Indem wir dies tun, gestehen wir ein, dass wir selbst nicht alles sind. Wir haben uns das Leben nicht selbst gegeben, wir werden es nicht selbst vollenden können. Wenn wir beten, beziehen wir die Welt, in der wir leben, die Menschen, mit denen wir zusammen sind, und uns selbst auf das unverfügbare Geheimnis, das wir Gott nennen. Dabei folgen wir einer Einladung. Wir lassen uns herausrufen aus dem «bunten Gerede des Anerlebten» (Paul Celan), um auf das Wort zu hören, das Sinn und Richtung gibt. In die Gegenwart Gottes kommen, mit seinem Wort konfrontiert sein, heißt in die Wahrheit gelangen, heißt gefunden werden. «Du würdest mich nicht suchen, hättest du mich nicht gefunden» (BLAISE PASCAL, *Schriften zur Religion*, übertragen von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1982, 326). Wer betet oder zu beten versucht, ist darüber hinaus nicht allein. Es gibt andere, die vor uns gebetet haben, es gibt viele, die mit uns beten, es gibt manche, die für uns beten – und es gibt Gebete, durch die wir in diese generationenübergreifende Gebetsgemeinschaft eintreten können.

Das Gebet als Rede mit Gott aber ist nur möglich, weil Gott uns zuvor gekommen ist. Er selbst hat Menschen angesprochen, hat seinen Namen zu erkennen gegeben, ist nicht die anonyme Macht geblieben, die in unendlicher Ferne jenseits der Menschen wohnt. Die Bibel erzählt von einem Gott, der Menschen aus ihrem Alltag herausgerufen hat. Abraham, Isaak, Jakob, aber auch Mose, die Propheten und viele andere Gestalten sind Menschen, die bereit waren, sich rufen zu lassen und deren Existenz zu einer Antwort auf Gottes Wort geworden ist. Ihre Namen gehören in die Geschichte Gottes mit den Menschen hinein. Ein für alle mal aber hat Gott in seinem Sohn gezeigt, dass er ein Gott der Menschen ist und sein will. Der Sohn aber hat aus der Gebetsgemeinschaft mit dem Vater gelebt, noch am Vorabend seines Todes, als seine Freunde schliefen, seine Feinde aber hellwach waren, hat er im Garten Gethsemani seinen Willen in den Willen des Vaters gelegt, mit einem Gebet auf den Lippen ist er gestorben. Die Gottesgemeinschaft aber reicht über die Bruchlinie des Todes hinaus, weil Gott ein Gott des Lebens ist.

Beziehungen aber brauchen Zeit. Das ist schon zwischen Menschen so. Freunde, die aufhören, miteinander zu reden, sind bald keine Freunde mehr. Ähnliches gilt für die Beziehung zu Gott. Wer aufhört zu beten und sich auf Gott als lebensbestimmende Macht zu beziehen, dem verblasst Gott bald zur vagen Idee. Beten als Zwiesprache mit Gott, als Ringen um eine Antwort auf sein Wort, aber ist notwendig, wenn die Verbindung zum Ursprung und Ziel des Lebens nicht abreißen soll. Allerdings trifft zu, was Wittgenstein notiert hat: «Gott kannst du nicht mit einem anderen reden hören, sondern nur, wenn du der Angeredete bist.» (Zettel, Oxford 1967, Nr. 717). Dem Beten geht die Anrede voraus. Wie aber merke ich, dass ich der Angeredete bin? Und wie schließe ich aus, dass ich mir nicht nur einbilde, der Angeredete zu sein? Die Abstandnahme vom alltäglichen Stimmengewirr, die Einübung in Aufmerksamkeit und Sammlung sind Voraussetzungen rechten Betens. Anders als östliche Meditationstechniken, die auf Entleerung und Selbstrelativierung zielen, lässt christliches Beten den Beter still werden, damit er genauer hören lernt. Es geht um die Wahrnehmung des Wortes, das uns persönlich anspricht und unvertretbar in Dienst nimmt. Jedes Gebet ist ein Aufstand gegen die Gottesvergessenheit, die in uns selber schlummert. Es ruft uns in die Gegenwart des ganz Anderen zurück, aus der wir verändert hervorgehen.

Natürlich ist Beten nicht selbstverständlich. Es ist vielmehr selbst eine Antwort darauf, dass nichts selbstverständlich ist. Die Welt nicht, in der wir leben; die Menschen nicht, die uns begegnen; die Zeit nicht, die uns gewährt wird. Beten heißt, diese Nichtselbstverständlichkeit ins Wort bringen und danken – Dank sagen für das, was ist (und auch nicht sein könnte), Dank sagen für das, was wir empfangen haben (und uns selbst nicht geben können). Danken aber heißt den Geber in seinen Gaben anerkennen und dies zur Sprache bringen. Eine Sprache, aus der der Rückbezug auf den Namen Gottes verschwinden würde, wäre eine amputierte, eine verarmte Sprache. «Es entkräftet die ganze Sprache, wenn es keine Worte mehr gibt, die um des Unausprechlichen willen gesprochen werden.» (BOTHO STRAUSS, *Die Fehler des Kopisten*, München-Wien 1997, 196).

Allerdings gibt es Erfahrungen, in denen das Zurückkommen auf Gott schwierig wird, in denen seine Gegenwart schmerzlich vermisst wird. Es gibt die Bitte um das, was fehlt, die Klage um das, was verloren ging, den Schrei nach Gerechtigkeit, das fassungslose Verstummen. Aber auch diese Formen des Gebets, die durch Erschütterungen hervorgerufen werden, lassen die Beziehung nicht abreißen. Sie geben Gott die Ehre, indem sie ihm die dunklen Seiten der Wirklichkeit nicht vorenthalten.

Aber sind nicht andere Dinge wichtiger? Haben wir nicht Besseres zu tun? Der Verdacht, dass Beten nichts bringt, dass es vergeudete Zeit sei, dass

man Wichtigeres verpassen könnte, ist in einer unter dem Diktat der Zeitknappheit stehenden Lebenswelt auch unter Gläubigen verbreitet. Der latente Deismus in manchen Strömungen der Gegenwartstheologie bestärkt diesen Verdacht noch. Man bezweifelt, dass Gott in der Geschichte handeln kann, und hält es für unwahrscheinlich, dass er auf ein persönliches Gebet eingehen könnte. Schon Ignatius von Loyola scheint auf solche Zweifel reagiert zu haben, als er bemerkte: «Nur wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich seiner Führung rückhaltlos überließen.»

Sprachnot ist eine weitere Schwierigkeit. Man will wohl beten, aber es fehlen die Worte. Schon bei Paulus heißt es: «Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen» – und der Apostel verweist auf den Geist, der sich unserer Schwachheit annimmt und mit unaussprechlichem Seufzen für uns eintritt (vgl. Röm 8,26). Aber es gibt auch eine andere Sprachnot. Die Emanzipation aus religiösen Vorgaben, das Streben nach Mündigkeit hat nicht selten eine sekundäre Unmündigkeit erzeugt, die sich im Verlust religiöser Sprachfähigkeit zeigt. Man hat nie gelernt, sein Leben vor Gott zu bringen, ist nie mit den Traditionen des Betens vertraut gemacht worden, hat nie auf die «Stimme verschwebenden Schweigens» (Martin Buber) zu hören versucht. Es gibt Schülerinnen und Schüler, die bis zum Ende der Schulzeit Religionsunterricht gehabt haben, aber das Vaterunser nicht sprechen können, nie einen Psalm gelesen, geschweige denn gebetet haben. Hier fehlt etwas, auch wenn gar nicht mehr gespürt wird, dass etwas fehlt.

Eine letzte Schwierigkeit, die hier angesprochen sei, dürfte mit einem aufgespreizten Verständnis von Autonomie zusammenhängen. Das stolze Ich verbittet sich eine Instanz, vor der es rechenschaftspflichtig wäre. Es will Herr seiner selbst sein, sich nicht verdankt wissen. So glaubt Nietzsche das Gebet auf eine Einflüsterung des Teufels zurückführen zu können, dass da ein Gott sei, und hält für sich selbst fest: «Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen – du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren – du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten – du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee am Haupt und Gluten in seinem Herzen trägt – es gibt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr – es gibt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird – deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat, du wehrst dich gegen irgendeinen letzten Frieden.» (*Die Fröhliche Wissenschaft* § 285, in: *Werke*, Bd. 2, ed. Schlechta, Darmstadt 2000, 166f.). Die Proklamation des Todes Gottes – weit davon entfernt, triumphalistische Geste zu

sein – ist mit Verlusten verbunden, die sein Prophet – anders als der modische Salon-Atheismus unserer Tage – offen in Gestalt einer kleinen Gebetslehre ex negativo bilanziert. «Er hat niemand, den er um Gnade bitten könnte. Der stolze Glaubenslose! Er kann vor niemand niederknien. Sein Kreuz» (ELIAS CANETTI, *Die Fliegenpein*, München-Wien 1992, 64).

Das vorliegende COMMUNIO-Heft versammelt einige Beiträge, die sich dem Thema Gebet widmen. Es setzt ein mit der Bibel, die nicht nur Gottes Wort an die Menschen, sondern auch Antworten von Menschen auf dieses göttliche Wort enthält. Der Psalter Israels ist, wie *Erich Zenger* deutlich macht, ein Gebetbuch, in der das Leben mit seinen Höhen und Tiefen vor Gott gebracht wird, und dies in einer theopoetischen Sprache, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht. Schon die Jünger haben gefragt, wie man recht beten könne. Jesus hat ihnen deutlich gemacht, dass das persönliche Gebet eine diskrete Angelegenheit ist, die mit Frömmerei vor anderen nichts zu tun hat. Der Gottprotz ist eine Karikatur des Beters. Auch soll man nicht viele Worte machen, man kann sich durch frommes Geplapper auch der Wirklichkeit Gottes entziehen. Das Gebet, das Jesus seinen Jüngern als Vermächtnis hinterlassen hat, ist das «Vaterunser», dem *Thomas Söding* eine theologische Auslegung widmet. Wer es mitspricht, tritt in die Gebetsgemeinschaft Jesu mit dem Vater ein. Was man tut, wenn man betet, welche Sprechakte hier vollzogen werden, ist eine philosophische Frage, mit der sich *Richard Schaeffler* in einer phänomenologischen Untersuchung näher beschäftigt. *Jürgen Werbick* geht demgegenüber der Frage nach, ob Gott uns hört, wenn wir ihn rufen. Pseudomorphosen des Bittgebets, die ins Magische hinüberspielen, gibt es in der esoterischen Szene. *Hans Gaspar* macht deutlich, dass fragwürdige Praktiken wie Verwünschen, Verfluchen und Besprechen in der spätmodernen *bricolage*-Religiosität durchaus Konjunktur haben. Von anderer Anziehungskraft ist das Leben der Gemeinschaft von Taizé, in deren Mitte das Gebet und die gemeinsame Liturgie stehen, wie ein dichter Erfahrungsbericht von *Frère Richard* zeigen kann. Ein religionspsychologischer Beitrag aus der Feder von *Erwin Möde* widmet sich der Frage, inwiefern das Beten ein transformatorischer Akt ist. *Christian Schuler* schließlich erinnert an Gedichte des fast vergessenen Dichters Jesse Thor. Auch wenn «Gott» in der neueren Literatur als schlechtes Stilprinzip verschrien ist, so gibt es in der Gegenwartsliteratur unzählige Gedichte, die den Charakter von Gebeten annehmen.

Jan-Heiner Tück